CLEMENS
UNTERREINER

# Ein Bariton für alle Fälle

## VOM BLINDFLUG ZUM HÖHENFLUG

AUFGEZEICHNET
VON MICHAELA BRENNEIS

Mit 87 Abbildungen

AMALTHEA

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.amalthea.at

© 2016 by Amalthea Signum Verlag, Wien
Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT
Umschlagfotos: © Christian Bruna/tz Österreich (vorne),
© Lois Lammerhuber (hinten)
Lektorat: Martin Bruny
Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH,
Heimstetten
Gesetzt aus der 11,5/14 pt. Chapparal Pro
Printed in the EU
ISBN 978-3-99050-027-9
eISBN 978-3-903083-13-4

# Inhalt

**Widmung** *9*

**Einleitung** *10*

**BLINDFLUG** *12*

Abbazia *12*
Ein Jahr in Dunkelheit *17*
Karlheinz Böhm und die Klassik *19*
Freiheit in der Steiermark *20*
Wozu sehen, wenn man auch hören kann *24*
Ich kann sehen! *25*
Die Königin »in« der Nacht *28*
Der, der singt *31*
Ehrenrunde oder: Durchfallen im richtigen Moment *34*
Erster Auftritt *35*
»Elite-Cercle«: Oper versus Disco *38*
»Andrea Chénier«: Pavarotti in einer »gewichtigen« Rolle *44*
Singender Jurist oder rechtsgelehrter Sänger? *46*
Musikuniversität, nein danke *48*
Konservatorium, leider nein *51*
Privatunterricht bei Hilde Rössel-Madjan *52*
Privatunterricht bei Rudolf Holtenau *55*
Stipendiat in Bayreuth *62*

Statist – auf der Bühne mit den Stars *64*

»Don Carlo«: Ahnungslose Ministranten oder: Die Selbstweihe des Königs *67*

Linz: Das erste Engagement *71*

»Voyage« oder: Eine nasse Angelegenheit *74*

Abschied aus Linz *75*

Die Besetzungscouch – kein Weg zum Erfolg *77*

»Butterfly« on Tour *78*

Sharpless – der Mann ohne Klinke *80*

**HÖHENFLUG** *88*

Die Chance: Vorsingen an der Wiener Staatsoper *88*

Kinderoper oder: Wie ich mich beinahe selbst verhindert hätte *89*

Vom Singen »auf« der Oper *91*

»Klopstock«: Mit einem Wort zum Solisten *94*

Handwerksberuf Opernsänger *99*

»Manon«: Anna Netrebko »can't work with me …« *100*

Die Stimme, zickige Geliebte des Sängers *105*

Ballett, Fußball und das große Fettnäpfchen *106*

Disziplin und Professionalität statt Starallüren *111*

Großes Finale mit Edita Gruberová *111*

Der Kaiser der Nebenrollen? *114*

Von Lieblingsrollen und Traumrollen *115*

Einspringen in Linz oder: Wer sang wirklich? *122*

Sharpless, die Zweite: Quer durch Europa *124*

Vox sana in corpore sano *130*

»Hoffmanns Erzählungen« oder:
Als ich mit mir selbst auf der Bühne stand *130*

Deutsche, italienische und andere Helden *133*

Rollen, auf die ich mich freue *137*

Wäschewaschen mit Agnes Baltsa *141*

Absturz und Gebrüll bei »Tosca« *143*

Prima la musica oder: Das weite Feld der Regie *147*

»Regimentstochter« oder:
Die Duchesse ohne Untertitel *149*

Altes neu erleben *153*

Sie kann mich riechen! *155*

»Totenhaus«: Singen gegen den Billeteur *156*

Heidenheim: Don Leporanni und Giovanello? *160*

Rollenstudium: Wissen, was man singt *164*

Als Humpty Dumpty
»Figaros Hochzeit« besuchte *170*

Repertoirebetrieb und Coversystem *174*

Wie wird man Kammersänger? *175*

Éva Marton – im Gespräch mit Tosca *179*

Kollegen: Von Eitelkeiten, Gerüchen
und Premierengeschenken *181*

Solidarisches Markieren *184*

Premierentage sind Ausnahmetage *186*

**ABSEITS DER BÜHNE** *190*

Pasta in der Annagasse *190*

Das »schwarze Loch« nach der Vorstellung *192*

»Moses und Aron«: Von gesungenen und getrunkenen
Vierteln *195*

Freunde und »Freunde« *198*
Das Wiener Bühnentürl *200*
Bezahlter Applaus oder: Der Schuss ins Knie *203*
»Gell, singst eh was!« *204*
Neid und Missgunst *208*
»Manon Lescaut« und eine ungeplante Requisite *211*
Freund, »Feind« und andere Kritiker *213*
Society, Charity, Medien und die eigene Marke *215*
Ein harmloser PR-Termin endet blutig *224*
»Klassik Mania«: Ein fairer Sängerwettbewerb *229*
»Hilfstöne«: Helfen aus eigener Erfahrung *232*
Wandern mit Clemens oder:
Schlagersänger für einen Tag *236*
Privatleben? – Fehlanzeige! *239*

**Danksagung** *247*

**Bildnachweis** *248*

**Personenregister** *249*

# Widmung

Ich widme dieses Buch meiner Großmutter Lore Ehrlich, die mich in meinem Wunsch, Sänger zu werden, unterstützt und immer an mich geglaubt hat und der es leider nicht mehr vergönnt war, mich auf der Bühne zu erleben.

Ich danke meiner Mutter Heidemarie, meinem Vater Viktor, meiner Schwester Katrin sowie meiner ungarischen »Nagyi« und der ganzen Grazer, Wiener, Kärntner und Tiroler Verwandtschaft für die bedingungslose Unterstützung und das mir so oft entgegengebrachte Verständnis für meinen Beruf, gerade auch in schwierigen Zeiten, in denen ich als Sänger oft mehr Geduld und Verständnis erfahren habe, als eigentlich üblich gewesen wäre.

Allen meinen lieben Freunden und Weggefährten ein großes Dankeschön von ganzem Herzen für eure Treue und Unterstützung von der ersten Minute an, wo noch niemand an mich geglaubt hat – ich werde euch das nie vergessen.

*Euer Clemens*

# Einleitung

Bevor mich noch mein Wecker aus den Träumen holen konnte, riss mich ein Anruf mit lautem Klingeln aus dem Schlaf. Nach einer anstrengenden Vorstellung am Vorabend hatte ich mich auf einen nicht verplanten, gemütlichen Vormittag gefreut, den ich zu Hause verbringen wollte, mit Musikhören, etwas Rollenstudium und, ja, Faulenzen. Nur Sekunden später wurde dieser Plan durchkreuzt, am Telefon war die Wiener Staatsoper – in weniger als zwei Stunden musste ich für einen erkrankten Kollegen in den Endproben für die in drei Tagen bevorstehende Premiere der neuen Kinderoper einspringen. Ich sprang also aus dem Bett und in die Dusche, zog mich an, nahm noch schnell einen Kaffee im Stehen in der Küche und lief in die nahe gelegene Oper. Nach der Probe wurde ich gebeten, noch etwas länger zu bleiben, und schon wurde klar, dass ich meine ganze Tagesplanung über den Haufen werfen musste.

»Clemens, gut, dass du gerade da bist«, rief mir eine Mitarbeiterin der Regiekanzlei zu. »Du, wir müssen leider kurzfristig umbesetzen. Du singst ja in der Shicoff-Gala den Escamillo und Hermann und coverst jetzt aber bitte auch schnell noch den Lindorf – Danke!« Also schnell den kurzfristigen Rollenauftrag unterschreiben, Noten holen, gleich zum Korrepetitor, Nachmittagsprobe absagen, Besprechung für ein Benefizkonzert verschieben. Vom Korrepetitor hetzte ich zur Orchesterprobe für die Gala, und bevor ich abends auf der Probebühne ein weiteres Repertoirestück probte, gingen sich gerade noch ein Kaffee und ein Snack in der Opernkantine aus. Der Alltag des Repertoire-Betriebs der Wiener Staatsoper hat es schon oft verlangt, ganz kurzfristig einzuspringen – und zwar von der kleinsten Rolle bis zur Hauptpartie.

Tage wie diese sind keine Seltenheit im Sängerberuf – ohne Spontanität, immer abrufbare Professionalität und trotzdem ungebrochene Freude an der Sache geht es nicht. All diese Eigenschaften sind das Ergebnis jahrelanger Erfahrung, aber auch großer Disziplin und konsequenten An-sich-Arbeitens.

Seit 2005 bin ich Solist und Ensemblemitglied der Wiener Staatsoper, aber mein Weg dorthin war alles andere als geradlinig und alles andere als vorgezeichnet. Heute bin ich »angekommen« und stehe auf einer der bedeutendsten Opernbühnen der Welt im Rampenlicht – aber begonnen hat alles in Finsternis.

# BLINDFLUG

## *Abbazia*

Opatija heißt der wunderschöne Ort an der kroatischen Adriaküste heute, Abbazia heißt er auf Italienisch, und so hieß er auch während seiner langen Geschichte als Teil Österreich-Ungarns, als alles, was in Wien Rang und Namen hatte, zum Sommerurlaub an die »österreichische Riviera« aufbrach. Und genau dorthin, nach Abbazia, fuhr ich eines Tages im Alter von fünf Jahren mit meinen Eltern und meiner Schwester auf Badeurlaub.

In dem ehemaligen k. u. k. Sehnsuchtsort herrschte eine besondere Atmosphäre; man spürte den Glanz längst vergangener Tage, die Stadt war gepflegt, die Häuser und Hotels, gebaut Ende des 19. Jahrhunderts, waren gut erhalten, aber die Zeit des kommunistischen Jugoslawiens war überall zu spüren. Kein Vergleich zum heutigen Glanz und Flair dieser schönen Stadt am Meer. Meine Eltern hatten eine alte, restaurierte Villa gemietet, die den Eindruck, in einer anderen Zeit gelandet zu sein, noch verstärkte. Uns Kinder interessierte weniger der geschichtsträchtige Ort als vielmehr das blitzblaue Meer und die Felsen, von denen man so toll ins Meer springen konnte. Über Leitern kletterte man die felsige Küste hinunter bis ans Wasser, das so klar war, dass man die vielen Seeigel sehen konnte, die an den Steinen hingen. Ich war begeistert von diesen Tieren, aber mir wurde eingeschärft, nur ja nicht an ihnen anzukommen oder gar auf einen zu treten. Baden und auf den Felsen herumklettern, das war das tägliche Pflichtprogramm von uns Kindern, und ich erinnere mich an die Eindrücke, die dieser Urlaub hinterließ – die heißen Tage, die milden Nächte, die mediterrane Vegetation, die Kinder zwar nicht wirklich

1 Verkühlung? Nein, danke! Früh übt sich schon der kleine Sänger …
2 Mit dem Tarzan-Schrei im passenden Kostüm übte ich schon im Kindergarten den Stimmsitz.
3 Autos waren bereits früh meine Leidenschaft – anfangs eben mit nur einem KS-1 Kinderstärke.
4 Ein Liegestuhl auf der sonnigen Terrasse – schon in Kindertagen ein »Must-have«
5 »Cucina alla Mamma« – der Energieschub für die Stimme

interessiert, aber dennoch Kulisse jeglicher Begeisterung war. Ein Urlaub also, an dem nichts hätte schöner sein können.

Eines Morgens wachte ich in meinem Bett in der alten Villa auf, öffnete die Augen und strich mir mit der Hand die Haare aus dem Gesicht. Noch einmal fuhr ich mir übers Gesicht, dann noch einmal und noch einmal. Ich konnte aber noch immer nicht gut sehen, mein Blick war wie verhangen, meine Haare ließen sich einfach nicht wegstreichen. Meine Eltern kamen ins Zimmer, nachdem ich, im Bett sitzend, laut nach ihnen gerufen hatte – »Mama! Papa! Ich sehe nur Haare!« Immer wieder und wieder versuchte ich, diese Haare, die ich sah, aus meinem Gesicht zu streichen.

Meine Eltern konnten zunächst nichts mit dieser Aussage eines Fünfjährigen, er sehe nur Haare, anfangen und nahmen sie im ersten Moment auch nicht weiter ernst. Als ich aber aufstand und durch unser Feriendomizil ging, lief ich unvermittelt gegen Türstöcke, Tische und Sessel. Verwundert und zunehmend beunruhigt beobachteten mich meine Eltern. Als ich mich schließlich nach einem Apfel bückte, der zu Boden gefallen war, diesen aber nicht aufheben konnte, weil ich nicht sah, wohin er gerollt war, und ihn auch tastend nicht finden konnte, war ihnen der Ernst der Lage schlagartig bewusst. Ihr Sohn konnte nicht mehr sehen.

Wir fuhren zunächst direkt in Abbazia ins Spital, wo man uns aber nicht helfen konnte und uns riet, gleich weiter nach Österreich zu fahren. Daraufhin brachten mich meine Eltern ins nächstgelegene österreichische Krankenhaus nach Klagenfurt, wo es eine erste Diagnose gab: Ich war an einer schweren Uveitis, einer Entzündung des Augeninneren, erkrankt. Die »Haare«, die ich geglaubt hatte zu sehen, waren die ersten Einblutungen, zu denen es über Nacht gekommen war. Wenig später war mein Augenlicht total erloschen. Ich war blind.

Die Ärzte in Klagenfurt gaben meinen Eltern eine erschütternde Prognose mit auf den Weg nach Wien – die Wahrschein-

lichkeit, dass ich je wieder würde sehen können, war sehr gering.

Die Augenentzündung, an der ich litt, kann durch Verschiedenes ausgelöst werden. Häufig ist sie Folge einer Infektion, autoimmun bedingt oder tritt ohne feststellbaren Auslöser auf und variiert im Verlauf. Gerötete, schmerzende Augen bis hin zu Seheinschränkungen sind möglich. In meinem Fall nahm sie einen schweren Verlauf und hatte eine Behandlungstortur zur Folge. Verschiedene Medikamente musste mein kindlicher Körper damals verkraften, und noch viel schlimmer waren die unzähligen Spritzen, die ich bekam. Ich fürchtete mich vor den Spritzen. Injektionen überall hin, auch direkt in die Augen, haben mir eine bis heute anhaltende, unüberwindbare Spritzenphobie beschert. Wenn sich die Nadel nähert, heute, wo ich sie ja auch wieder sehen kann, beginnt mein Herz zu rasen, meine Hände beginnen zu zittern, und es kann schon auch mal passieren, dass mir schwindelig wird.

Damals wurde ich Patient vieler nationaler und internationaler Augenkoryphäen. Diese Ärzte behandelten mich zwar nach allen Regeln der damaligen schulmedizinischen Kunst, aber als sich keine wesentlichen Verbesserungen einstellten, versuchten meine Eltern wirklich alles und waren letztlich auch für die vielgeschmähte Alternativmedizin offen. Ich bekam alle möglichen Tropfen, Pflanzen, Wurzeln, Geheimtinkturen und Globuli. Auch Ernährungsumstellungen wurden ausprobiert. Ich durfte zum Beispiel monatelang nur Reis essen. Ein Wunder, dass ich heute Reis überhaupt noch sehen kann – ja mehr noch, Reis liebe. Es kann sich sicher jeder vorstellen, wie schwierig es für meine Eltern damals war, ihrem Kind solche »Versuche« schönzureden. Die wesentlichste und sicher wichtigste Entscheidung meiner Eltern war damals jedoch die Zuziehung eines damals sehr berühmten Akupunkteurs aus Kärnten. Dr. Böhmig war eine Koryphäe und bekannt als »Wunderheiler« von Krumpendorf. Menschen aus der gan-

zen Welt kamen zu ihm, und genau dorthin an den Wörthersee pilgerten auch wir monatelang, um einen Heilungsprozess mit Tees, Heilkräutern und vor allem mit Massagen, Akupunktur und Akupressur einzuleiten. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen, wie ich dalag und er mit seinen Händen über meinen Körper fuhr, um die Energiepunkte aufzuspüren und die Nadel zu setzen. Es war wie Magie. Jedes Mal, wenn er den richtigen Punkt gefunden hatte, spürte ich ein Ziehen, und als er die Hand dann vom Körper wegzog, entlud sich die Luft mit einem lauten Knistern. Ich hörte und spürte diese Energie und lag dann stundenlang mit Nadeln überall am Körper da und konzentrierte mich auf meine Heilung.

Was auch immer es war, die Ärzte mit ihren Medikamenten und Spritzen oder die Kräuter, der Reis, die Tees oder eben die Akupunktur – ab der Behandlung durch Dr. Böhmig stellte sich langsam eine Verbesserung ein. Zuerst begann ich Schatten zu sehen, dann wurde es immer heller und heller, es kamen schemenhaft Bilder zurück, Farben, und nach und nach konnte ich wieder teilweise sehen. Zwar noch sehr eingeschränkt, aber immerhin – das dunkle Tal war überwunden.

Erst nach etlichen langwierigen weiteren Behandlungen konnten viel später die notwendigen Operationen vorgenommen werden, die aufgrund der anhaltenden Entzündung in den Augen lange nicht möglich gewesen waren. Dem Austausch des Glaskörpers, dem Einsetzen einer künstlichen Linse sowie einigen Laserbehandlungen – heute alles Routineeingriffe, damals aber noch Neuland – verdanke ich meine heutige Sehkraft, die zwar eingeschränkt ist, aber mittlerweile doch so gut geworden ist, dass ich am Leben ungehindert teilhaben kann. Nur das Lesen fällt mir heute noch schwer.

Die Krankheit selbst ist allerdings nicht geheilt. Ich leide auch heute immer wieder unter »Schüben«, bei denen es zu Einblutungen ins Auge kommt. Diese »Schübe« sind in ihrem Verlauf aber nicht mehr so gravierend und mit modernen

Behandlungen gut in den Griff zu bekommen. Dennoch schwebt immer ein »Damoklesschwert« über mir – doch ich habe gelernt, damit zu leben.

## *Ein Jahr in Dunkelheit*

Nahezu ein Jahr dauerte meine vollständige Blindheit. Ich war ein Kind von fünf Jahren, das nicht mit seinen Altersgenossen einem Fußball hinterhertoben konnte, das nicht mit dem Fahrrad die Wiener Parks unsicher machen konnte, ein Kind, das nicht sah, wie die Burg aussah, die es versuchte, mit Lego-

Nur langsam fing ich wieder an zu sehen, und zur Feier reiste meine ungarische Großmutter Nagyi extra durch den Eisernen Vorhang zu Besuch nach Wien.

steinen zu bauen. Bemerkenswert waren in diesem Jahr die Erfahrungen, die ich mit meinen Spielgefährten machen konnte: Wenn man weiß, wie hart Kinder untereinander sein können, überrascht es, wie rücksichtsvoll und aufmerksam sie auf der anderen Seite sind, wenn es um Behinderungen geht. Meine Spielkameraden im Schwarzenbergpark versuchten, mich so gut es eben ging in ihre Spiele einzubinden. Man musste mir Spielzeug in die Hand geben, ich konnte ja nicht selbst danach greifen, oder sie nahmen mich an der Hand und tollten mit mir herum. Und es liegt auf der Hand – ja – wir spielten auch »Blinde Kuh«. Aber lustigerweise gefiel mir das sogar – ich war richtig gut darin, alle zu fangen, denn ich hatte sehr gute Ohren, ich *fühlte* und *ortete* die Spielkameraden in meiner Umgebung.

Der private Schwarzenbergpark war etwas ganz Besonderes für mich. Schon zu der Zeit, als ich den Kindergarten gegenüber in der Prinz-Eugen-Straße besuchte, machten wir nahezu täglich einen Nachmittagsausflug dorthin. Ich kannte den Park, zu dem man einen Schlüssel brauchte, gut, und später, als Volksschüler, als ich wieder sehen konnte, trafen wir Burschen uns nachmittags dort, um »Abenteuer« zu erleben: Wir erforschten Grotten, kletterten auf die Bäume, machten Kastanienschlachten und fuhren mit dem Rad. Ich hatte ein Bonanza-Rad mit drei Gängen. Damals absolut hip.

Zunächst war aber alles finster um mich. Ich kann mich gut erinnern, dass es sich anfühlte, als wäre ich in mir gefangen gewesen. Die Dunkelheit, in der ich mich befand, obwohl ich die Augen weit geöffnet hatte, machte mir Angst. Ich war zu Beginn total hilflos alleine, traute mich nicht, mich in der Wohnung frei zu bewegen, wenn ich nicht von Mama oder Papa an der Hand genommen wurde. Alle meine alten Spielsachen lagen fast unberührt da – es macht keine wirkliche Freude, mit Autos oder Stofftieren zu spielen, wenn man sie plötzlich nicht mehr sehen kann.

# Bildnachweis

Alle Abbildungen stammen aus dem Privatarchiv des Autors mit Ausnahme der folgenden: AndreasTischler.com (101), Wiener Staatsoper GmbH/Axel Zeininger (125, 129), Dietmar Solt (133), Wiener Staatsoper GmbH/Barbara Zeininger (144), Ali Schafler/First Look/picturedesk.com (152), Wiener Staatsoper GmbH/Michael Pöhn (158, 173, 178), Karin Bahle (161), RGE-Press/Eckharter (190), Rolf Bock (219), Claudia Prieler (225, 233), ÖRK/Kellner Thomas Holly (227)

Der Verlag hat alle Rechte abgeklärt. Konnten in einzelnen Fällen die Rechteinhaber der reproduzierten Bilder nicht ausfindig gemacht werden, bitten wir, dem Verlag bestehende Ansprüche zu melden.